Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 34

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643585

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 25. August 1934

Nachhall. Von Ernst Oser.

Nun sind die wogenden Feste verrauscht,
Verklungen das Jubeln und Dröhnen,
Das Volk hat gegen den Alltag getauscht
Die Stunden der Weihe, die schönen.

Doch wenn auch uns alle das Leben zwingt
Mit seinen Wochen, den harten,
Im Herzen weiter und weiter klingt,
Was wir an Freude uns wahrten.

Sie gelten dem einen Vaterland
Die Feste, die gestern verglommen,
Und heischt der Alltag von uns das Pfand,
So sei es zu Nutz und Frommen!

Was gestern war, was heute noch ist
Und was uns das morgen wird geben,
Ist ewiger Wechsel der flüchtigen Frist,
Sind Feier und Fron im Leben.

So soll es sein, so lange wir stehn,
Dass wir uns die Hände reichen,
Dann wird auch im Alltag über uns wehn
Der Heimat festliches Zeichen!

„Wippwapp". Roman von Hans Franck.

Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 8

Gust gab seiner Mutter Jahr um Jahr willig, wessen sie bedurfte.

Die wild aufschießenden Wünsche Fiek Micheelsens allerdings kappte ihr Siebter mit einem: „Giwwt nich, Mudder."

Als die Unersättliche Gust eines Tages wieder lange und laut wegen der beiden Stuben an der Hohen Straße in den Ohren gelegen und sein „Giwwt nich, Mudder" noch weniger als sonst verfangen hatte, sagte er mit gelassener Bestimmtheit: Einen alten Baum dürfe man nicht verpflanzen. Der wachse auf der neuen Stelle nicht mehr an.

Sie werde auf der Hohen Straße schon noch mit dem Leben zurechtkommen, zeterte die Mutter, und dort Schüsse tun, daß er nach einem Stuhl greifen müsse, um nicht vor Staunen platt auf den Hintern zu fallen.

Unsinn, erklärte der Bedrängte. Sie solle sich mit dem zufrieden geben, was er und Rikelchen ihr freiwillig brächten, denn sonst —

Sonst? fing Fiek das abgeschnellte Wort ihres Siebten auf.

Sonst kriege sie gar nichts!

Oho! Das zu verhindern gäb's denn doch noch Gesetze in Meklenburg!

Also gut: Sonst kriege sie künftig, was ihr gesetzlich zustehe. Sie solle doch mal gelegentlich aufs Rathaus zum Stadtsekretär gehen und sich erkundigen, wieviel sie von ihm für ihren „standesgemäßen" Unterhalt fordern dürfe. Dort würde man ihr schon klarmachen, was sie vergessen zu haben scheine, daß er nur einer von ihren zehn sei. Und trotzdem hätte er ihr freiwillig mehr gegeben, als sie zusammen gesetzlich ihr geben müßten. Er werde das auch weiterhin tun. Aber nur, wenn sie die Bettelei wegen der zwei Stuben auf der Hohen Straße endlich sein lasse.

Fiek gab ihre Sache trotz dieser Worte noch nicht verloren. Aber daß mit Fordern und Begründen nichts zu erreichen war, wußte sie jetzt. Also nahm sie zur Stimmkraft ihre Zuflucht. Wenn's aufs Schreien ankam, blieb sie hinter dem Geizhals noch nicht zurück.

„Krieg ick min twei Stuwen an dei Hooch Straat?" legte die ehemalige Pantoffelmachersgattin los.

Gust bedeutete ihr, daß sie in die Baracken gehöre, nicht auf die Hohe Straße.

„Krieg ick min twei Stuwen an dei Hooch Straat?" kreischte die Abgewiesene.

Gust machte ihr klar, daß sie sich in der neuen Umgebung, unter veränderten Lebensverhältnissen nicht glücklicher fühlen werde als bisher, sondern unglücklicher.

„Krieg ick min twei Stuwen an dei Hooch Straat?" schrie Fiek.

„Giwwt nich, Mudder!" gab Gust mit erhöhter Stimme zur Antwort und ging ohne Gruß hinaus.

Um nicht auch das noch zu verlieren, was sie nach der Erklärung des Stadtsekretärs über das Gesetzmäßige hinaus von ihrem Siebten erhielt, zog Fiek Micheelsen es fortan doch vor, von der Wohnung an der Hohen Straße zu schweigen. Aber um eine andere Wunscherfüllung kämpfte sie mit desto größerer Zähigkeit; kämpfte sie, sooft ihr reichgewordener, hartherziger Jung auch „Giwwt nich, Mudder!" entschied, Jahr und Tag.

Fiek wollte ein schwarzseidenes Kleid haben.

Das Schwarzseidne war in dem mecklenburgischen Landstädtchen für alle mehr als fünfzigjährigen Bürgersfrauen Schlußpunkt der Entwicklung. Ein schwarzseidnes Kleid bewies unwiderleglich: Geschafft! Wer mit fünfzig Jahren das Schwarzseidne noch nicht hatte, in dessen Lebensrechnung stimmte etwas nicht. Also war die Erfüllung dieses Wunsches für die ganze Stadt die öffentliche Bestätigung:

Sophie Micheelsen, die Witwe des verstorbenen Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen in den Baracken, gehört nicht mehr dem Arbeiterstand an, sondern sie ist eine Bürgersfrau geworden wie ihre Schwiegertochter Friederike Michelseen, die bei ihrer Ankunft in der Stadt noch weniger besaß als ihre Schwiegermutter, welche immerhin ein eignes Haus hatte.

Bekam Fiek also endlich ihr Schwarzseidnes?

Achtundsiebzig war sie nun schon und hatte es noch immer nicht! Wie lange sollte sie den steinreichen Lederhändler um ihr Schwarzseidnes bitten? Er verdiente das bißchen, was es kostete, doch an einem Tag! Und brauchte nichts zu tun, als auf dem Tritt vor seiner Haustür zu stehen, die Hände in die Hosentaschen zu stecken, die Straße lang zu trompeten: „Uns geiht dat gaud!" Ihr Schwarzseidnes!

Gust lachte seine Mutter aus.

Sie laufe aufs Rathaus! drohte Fiek. Zum Stadtsekretär.

Nur zu! lachte Gust. Dort sei sie ja schon einmal gewesen.

Woher er das wisse? Sie wäre doch hinten 'rum gegangen, nicht die Hohe Straße entlang, und außerdem an einem Tag, wo er verreist gewesen sei.

Woher er das wisse, könne ihr gleichgültig bleiben. Die Hauptsache, daß er es wisse. Oder ob es etwa nicht stimme?

Nun ja, wenn er es wisse: Sie sei auf dem Rathaus gewesen. Er selber habe sie ja hingeschickt! Mit den beiden Stuben auf der Hohen Straße wäre die Sache allerdings fraglich. Aber bloß weil sie eine Unterkunft in ihrem eignen Haus habe. Das Schwarzseidne jedoch werde der Stadtsekretär ihr sicher als „standesgemäß" zusprechen. Dann müsse er es bezahlen. Also lieber freiwillig damit ausrücken!

Ein schwarzseidnes Kleid in den Baracken? lachte Gust seine Mutter aus. Er denke nicht daran, sie und sich selbst zum Gespött der ganzen Stadt zu machen.

Ihr Schwarzseidnes, forderte Fiek.

Also gut, kam der Herr Lederhändler seiner Mutter entgegen, er wolle ihr etwas von dem schenken, was er bisher abgelehnt hätte, wenn sie endlich mit diesem unvernunftigen Wunsch aufhöre. Was es denn sein solle? Es dürfe ebensoviel, es dürfe das Doppelte, ja seinetwegen das Dreifache kosten wie ein seidenes Kleid. Heraus mit dem Wunsch!

Ihr schwarzseidnes, gab Fiek zur Antwort.

„Giwwt nich, Mudder!" entschied Gust mit gleicher Unbeirrbarkeit.

Diesmal verlegte Fiek Micheelsen sich aufs Weinen.

Daß sie so was auf ihre alten Tage noch erleben müsse, schnuckte sie. Ihr ganzes Leben lang hätte sie sich für ihre zehn Kinder abgerackert. Nichts hätte sie sich gegönnt. Immer alles den Kindern gegeben. Nicht mal richtig satt gegessen hatte sie sich. Viele Jahre lang nicht. Und was sei nun der Lohn dafür? Undank und Knauserigkeit, Unverstand und Filzigkeit. Nicht mal ihr Schwarzseidnes solle sie haben. Rikelchen, die den ganzen Schrank voller Seidenkleider habe und immer wieder sage: bloß nicht mehr! hänge er ein Kleid nach dem andern auf den Leib, so kostbar, daß die Frau Bürgermeisterin lange schon nicht mehr mit könne, ihr aber wolle er nicht mal das eine lumpige Schwarzseidne schenken.

Fiek versuchte zur Unterstützung ihrer Worte stärker zu weinen.

Sie solle sich nur nicht unnötig anstrengen, wies Gust die gewaltsam Heulende ab. Damals, vor vielen Jahren, als ihr elftes Kind gestorben wäre, sei nicht eine einzige Träne in ihre Augen gekommen, obwohl es — nach zehn Jahren — endlich ein Mädchen gewesen sei.

„Dat is nich wohr!" entrüstete Fiek sich. Tagsüber hätte sie vielleicht nicht geweint, weil sie vor lauter Arbeit keine Zeit dazu gehabt habe. Aber die ganze Nacht durch hätte sie weinend in ihrem Bett gelegen.

Sie? geweint? lachte Gust bitter auf. Er habe, während die Mutter ihn schlafen glaubte, gehört, wie sie den Vater angefahren hätte: warum er eigentlich vor sich hin heule? Danken müßten sie Gott, daß der dreizehnte Esser aus ihrem Haus wieder verschwunden wäre. Mit gefalteten Händen und geglättetem Gesicht danken!

Da weinte Fiek Micheelsen wirklich. Weinte aus dem Herzen herauf über die Schlechtigkeit ihres Siebten.

Dem Vater, fuhr Gust mit seiner verwirrendsten Jugenderinnerung fort, seien trotzdem, als er am offenen Sarg der kleinen Schwester gestanden hätte, die Tränen über die Backen gelaufen, am Kinn herunter, so viele, daß sie auf seine gefalteten Hände gefallen wären, von wo er sie mit dem Handrücken weggewischt habe. Sie aber — nicht mal feucht seien ihre Augen geworden.

Das wären wohl keine Tränen? fragte Fiek Micheelsen und wies triumphierend auf den Tropfen, den sie mit ihrem Zeigefinger aus der Ecke des linken Auges geholt hatte.

Nicht einmal bei dem Tod ihres Kindes, ihres einzigen Mädelchens nach zehn Jahren, fuhr Gust fort, habe sie geweint, und er solle die Tränen, die sie um ein Kleid mit Müh und Not herausgedrückt kriege, für echt halten?

Jawohl, ihr Schwarzseidenes, wie's damit sei? rief Fiek Micheelsen aus; froh, daß ihr Siebter nun wieder auf die richtige Straße eingebogen war und die Vergangenheit Vergangenheit sein ließ. Nun kriege sie es doch?

„Giwwt nich, Mudder!" antwortete Gust und ging.

Gegen ihre Gewohnheit sprang in diesem Fall Rikelchen Fiek Micheelsen bei.

Er solle doch der Mutter das schwarzseidne Kleid schenken, bat sie Gust. Gewiß, der Wunsch sei unvernünftig. Zugestanden, die Stadt werde lachen, wenn die krumme Pantoffelmacherswitwe, von der Jupp als Kind behauptet hatte, sie sei der Hexe in seinem Märchenbuch ähnlich, mit ihrem Schwarzseidnen den Dreck der Baracken aufwirble. Aber wie manchen unvernünftigen Wunsch hatte er Jupp erfüllt! Wie vieles hatte er ihr gegen ihren Willen in das Haus geschleppt, das besser draußen geblieben wäre? Warum also nicht auch einmal seiner fast achtzigjährigen Mutter etwas Törichtes schenken?

Weil es keinen Sinn hätte, gab Gust zur Antwort.

Auf die Freude käme es an, die von dem Geschenk ausginge, hielt Rikelchen sich tapfer. Denn, genau genommen, sei die Freude, die es mache, der Sinn des Geschenks. Das aber, was er Sinn nenne, sei nur der Nutzen. Und der dürfe bei der Zusage oder Ablehnung eines Geschenks überhaupt keine Rolle spielen.

Seit wann sie auf der Seite ihrer Schwiegermutter stehe? wollte Gust wissen.

Seit er sich auf die falsche Seite verirrt hätte.

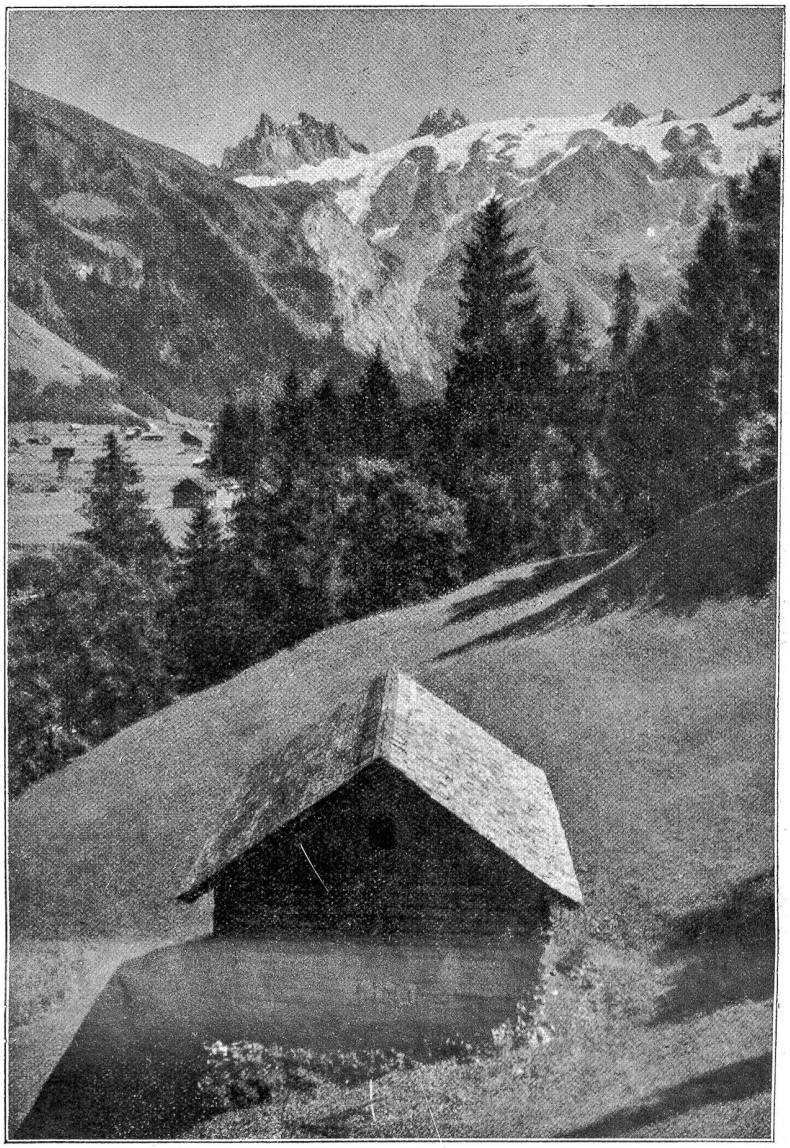
Wieso?

Er solle seiner Mutter das schwarzseidne Kleid, das ihr nun einmal so viel bedeute, wie er es nie ermessen könne, endlich schenken, und alles wäre in Ordnung.

„Giwwt nich", beharrte Gust bei seiner Entscheidung.

Aber schließlich geriet der von zwei Seiten Bedrängte doch ins Wanken.

Zu Weihnachten bekam Fiek Micheelsen ihr Schwarzseidnes.



Sommer in Engelberg. Blick auf die Spannörter.

Die Pantoffelmacherswitwe zog das schöne Kleid, bei dessen Einkauf Rikelchen nicht eine Sekunde lang gedacht hatte: „Soll nur für eine arbeitsgekrümmte, alte Frau in den Baracken sein", nicht etwa an. O nein! Sie streichelte ihr geliebtes Schwarzseidnes immer wieder mit den rissigen Händen. Sie hielt es an sich herunter. Vor allem aber: sie zeigte es ihren neidischen Nachbarinnen. Am liebsten hätte Fiek Micheelsen nach und nach sämtliche Frauen der Stadt zu sich gerufen und ihnen, einer nach der andern, die Frage aller Fragen gestellt: „Schön, wat?" Um dann, sobald die Antwort lautete: „Ganz wunnerschön!" mit Stolz zu erklären: „Is ook richtige Siid! Meter Teinmarkföftig!"

Am Tag nach Weihnachten erkundigte sich jemand: Wann Fiek das Schwarzseidne denn zum ersten Male anziehen wolle?

„Up Gust sin Sülwern Hochtid!" gab die Pantoffelmacherswitwe ohne Besinnen zur Antwort.

Das fand die Nachbarin durchaus in der Ordnung. Obgleich bis dahin noch dreieinhalb Jahre waren und inzwischen ein achtzigster Geburtstag im Pantoffelmachershäuschen gefeiert werden mußte.

Silvesterabend hielt Fiek Micheelsen das Schwarzseidne zum mehr als hundertsten Male an sich herunter. So sorgsam wie es bei dem Nichtangezogensein ging, strich sie es glatt. Wieder glitten ihre Augen aufleuchtend über den glänzenden Stoff hin. Und wieder stellte sie voller Stolz, zu der Betrachterin hinübersehend, die immer gleiche Frage: „Schön —?"

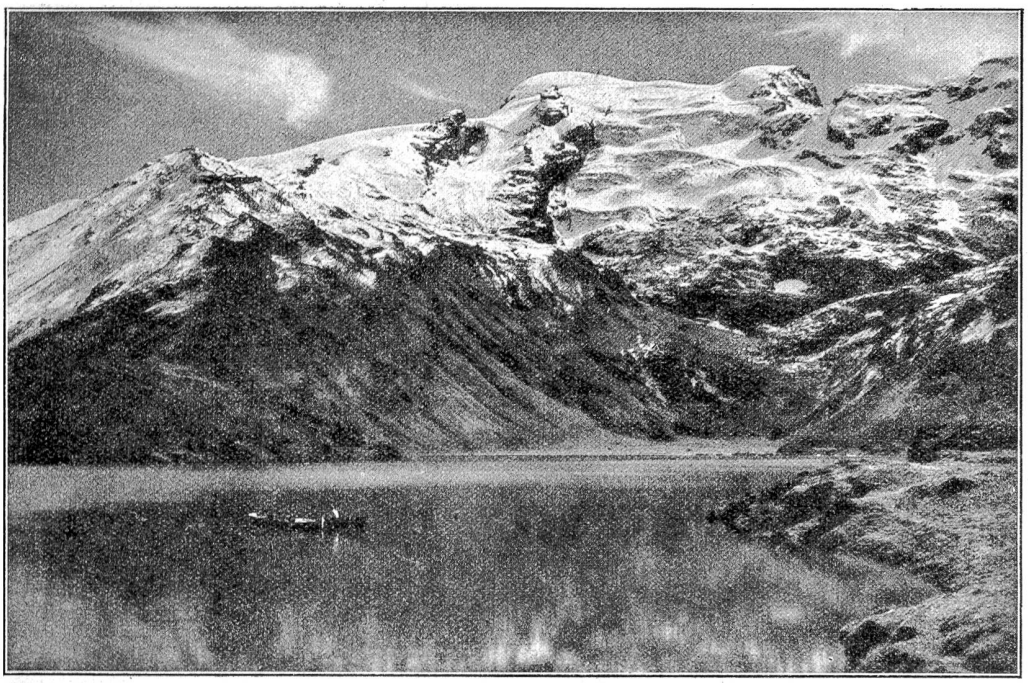
Aber ehe Fiek Micheelsen diesmal das immer gleiche „wat?" zur Bekräftigung folgen lassen konnte, entsank das Kleid ihrer Hand.

Die Glückstrahlende wankte und fiel dem zu Boden sinkenden Schwarzseidnen nach.

„Micheelsch!" schrie die Besucherin auf.

Aber die Zusammengesunkene gab ihr keine Antwort. Gab künftig niemand mehr Antwort.

Nicht auf der Hohen Straße, sondern in den Baracken hatte Fiek Micheelsen das Schwarzseidne zum ersten Male an. Allerdings bei einer Feier, zu der viele um ihres Siebten



Trübsee bei Engelberg.

willen kamen; sogar der Dritte und Neunte aus Hamburg. Aber auf ihrer Totenfeier. Starr, die Hände gefaltet, ruhte sie damit in ihrem Sarg. Um ihre Lippen lag ein Lächeln.

Hätte Fiek die Hände bewegen können, sie wäre mit ihnen über den schmiegsamen Stoff hingeglitten. Hätte sie die Lippen noch zu einem allerletzten Satz zu öffnen vermocht, sie hätte gesagt: „Schön, wat?"

(Fortsetzung folgt.)

Zu Tal.

Von Jacob Hess.

Silberquell am grünen Hang
Machtvoll braust dein Lustgesang;
Eilst von lichtumstrahlter Fluh
Tannendüstern Tiefen zu.

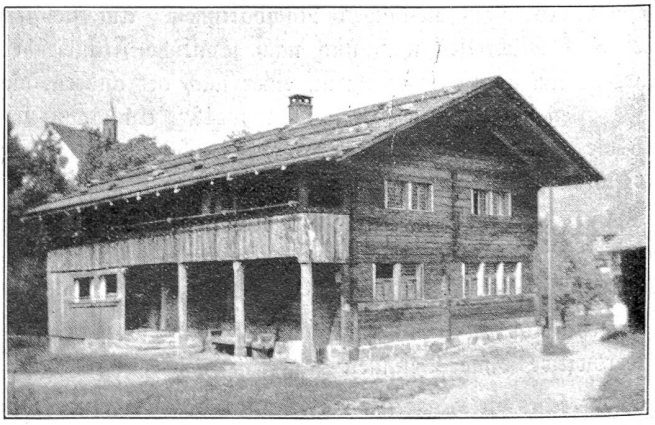
Ich auch letzte mich am Firn,
Sonne braunte mir die Stirn;
Dir gleich sprang ich manchesmal
Glückberauscht ins dunkle Tal.

Ferien im Unterwaldnerländchen.

Wir haben in unserm Land wahrlich keinen Mangel an schönen Ferienorten, nur mag auch in diesem Punkt die Mode ihr gewichtig Wort mitsprechen. Es gibt aber zu allen Zeiten Leute, die aus irgend welchen Gründen der Modeströmung nicht folgen können oder wollen, und solchen möchte ich das Obwaldnerland ganz besonders zu einem Besuch empfehlen.

Von Bern aus benutzt man am besten eines der verlockenden Rundreisebillette der S. B. B., um beliebig Station in einem der sieben Dörfer des Tales zu nehmen. Welchem gebührt der Preis? Ein jedes besitzt seine besonderen Schönheiten und hier soll davon die Rede sein, was alles sich von Kerns aus machen läßt, dem Luftkurort in 570 Meter Meereshöhe am Fuße des Arvigrates und von der Bahn aus gar nicht sichtbar. Das erhöht den Reiz der Ueberraschung. Auf schöner Fahrstraße oder entzückendem Fußweg gelangt man hinter die Hügelwelle, die das Dorf verbirgt, das mitten in Matten und Obstbäumen liegt und durch große Sauberkeit und Ordnung sofort angenehm auffällt. Diese zwei Tugenden sind übrigens überall in dem kleinen Ländchen bemerkbar und scheinen zum heiteren, aufgeräumten Wesen seiner Bewohner zu gehören. Man mag um Auskunft fragen wo und wen man will, stets wird einem freundlicher Bescheid. Auch der Wettergott ist hier fast immer guter Laune; er schlendert vom Morgen zum Abend durch das Tal, vergißt sich am blauen See von Sarnen und hat immer ein feines Lüftchen im Gefolge, das alle üble Laune wegbläst. Die Abende sind herrlich kühl, und in der Stille wird sogar der Betruf vernehmbar von den Alpen her, nachdem die Sonne zur Ruhe gegangen, der Mond am Himmel steht, die Amsel ihr letztes Lied gesungen und die Schwalbe ihr Nest aufgesucht hat. Dieser schöne Brauch des Abendsegens ist hier immer noch lebendig. Einzig das Grillengezirp vernimmt die Sommernacht und das leise Rauschen eines Bächleins. Der Tag aber verlockt zu Spaziergängen, kleineren und größeren, und immer wieder finden sich neue Wege zur Rückkehr, sodaß es der Ueberraschungen kein Ende hat.

Da ist einmal Sarnen, das große, stattliche Dorf mit seinen Kirchen und Kapellen, Klöstern und Instituten, überragt von der schön gelegenen und sehenswerten Pfarrkirche. Auch der Landenberg, der an Stelle des zerstörten Schlosses nun die Zeughäuser des Kantons trägt, lohnt einen Aufstieg mit schöner Aussicht. Sarnen läßt sich von Kerns aus auf verschiedenen sehr reizvollen Wegen in zirka ½ Stunde erreichen; es besitzt auch ein Museum mit manch wertvollem Gut, eine prachtvoll angelegte, noch im Wachsen begriffene Strandpromenade und ein Strandbad. Den Blick über die blaue Fläche des Sees vermag der ewig griesgrämige Giswilerstock nicht zu trüben. Schilf wiegt sich leise im Wind, Seerosen schaukeln mit den Entlein um die Wette und pfeilschnell schießen die Schwalben über die Wasser-



Flühli, Geburtshaus des Niklaus von der Flüe.